



Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Es war ein großartiges Familiengemälde: Der ältere Bruder, unbeweglich dastehend, als ziemlich gleichgültiger und ruhiger Zuschauer einer Scene, die seine berechnete Milde vorbereitet hatte; der jüngere Bruder, Conrad, tief bewegt, zitternd, aber aufrecht erhalten durch einen Gedanken, der eben so viele Blitze als Thränen in seine Augen rief; der Vater, der alte Herr mit dem weißem Haar und Bart, der, äußerlich kalt, im Herzen aber erschüttert, auf dem zierlich geschnittenen Stuhle saß und sich anstrenzte, seine Zärtlichkeit niederzuhalten, — dann die Mutter, die auf einem Schemel zusammengesunken war, auf dem sie zu knien schien, eine verstoßene Thräne abtrocknete und bald besorgt ihren Gatten, bald liebend ihren Sohn ansah, und als Hintergrund eine dunkelfarbige getäfelte Wand, an welcher einige fast lebensgroße Ahnenbilder hingen.

„Sprich, Conrad,“ sagte der Graf Rudolph.

— „Vor drei Jahren,“ begann Conrad, „war ich jung, träumerisch und voll Liebesehnsucht, während mein Bruder Frankreich und Deutschland bereisete. Ich blieb immer gern bei Ihnen und bei meiner Mutter, und meine Schüchternheit hielt mich ab, nicht nur den Hof nicht zu besuchen, sondern selbst die benachbarten Schlösser zu meiden. Ich brauchte für mein Glück keinen großen, weiten Horizont. Von den Frauen kannte ich nur eine, meine Mutter, und wenn mir ein junges, schönes Mädchen begegnete, so fragte ich nicht nach ihrem Familiennamen; die Liebe kennt nur die Taufnamen. Ich liebte Roemi, weil sie schön und schuldlos war. Da ich indes nichts aussprechen will, was nicht die reine Wahrheit wäre, so gestehe ich auch, daß ich der Leidenschaft, die mich erfaßte, nicht sogleich nachgegeben habe, nein, ich bedachte den Abstand, der mich von dem Mädchen trennte, dachte an Ihren Schmerz und suchte meine Liebe zurückzudrängen; aber sie durchbrach alle Schranken; eine unverständliche Gewalt zog mich nach dem Hause Caspars hin, und eines Tages gestand mir die Geliebte, daß sie auch mich liebe. Was sollte ich thun? Sie fliehen? Das vermochte ich nicht. Sie hintergehen? Dazu war ich nicht schlecht genug. Zu Ihnen zu kommen, Vater, und Ihnen Alles zu gestehen? Das wagte ich nicht. Ich verheirathete mich insgeheim mit der Ge-

liebten; so mied ich Ihren Zorn, und so beleidigte ich, wie mir schien, weder Gott, noch die Menschen. Ich täuschte mich doppelt. Es wurde mir ein Sohn geboren, und ich mußte zwischen Ihrem Zorne, mein Vater, und der Schande meiner Frau wählen. Ich wählte Ihren Zorn, der nur mich treffen sollte, und trotz allen Bemühungen der Menschen, das zu trennen, was Gott zusammengefügt hat, wählte ich ihn auch heute und würde ihn morgen wieder wählen. Nicht um Ihren Zorn abzuwenden, kniee ich hier; ich möchte nur wissen, da Sie mich von Ihrem Angesichte verbannen, ob ich auch Ihre Verachtung mit mir nehmen muß.“

„Conrad,“ antwortete der Graf, „wir stammen aus einem alten berühmten Geschlecht, das sich nie einen Fehltritt zu Schulden kommen ließ. Das Schicksal hat uns hoch gestellt, damit die Welt uns sehe, damit wir ihr als Vorbild vorkuecheten. Du hast ein Verbrechen gegen die Majestät des Adels begangen. Der Sturm der Revolution, der von Frankreich herbrauset, hätte Dich auffordern sollen, fest zu stehen. Wir müssen fester als je an unseren Vorrechten halten, da sie in Gefahr sind. Wir, als Edelmann und Familienvater, der ich für die Handlungen der Meinigen verantwortlich bin, ziemt es nun, durch Strenge Deine Schwäche wieder gut zu machen, da fest zu stehen, wo Du schwacheltest. Gehe also, reise nach Frankreich, diene dem König Ludwig XVI. Meine besten Wünsche folgen Dir. Du fragtest mich, ob ich Dich verachte, ich antworte Dir, indem ich mich rechtfertige. Als Deine Amme Dich, Conrad, mir brachte, nahm ich Dich auf meinen Arm, erhob Dich über mein Haupt, und weihte Dich erst Gott, dann dem Kaiser, dann dem Adel Deutschlands, dann jedem meiner berühmten Ahnen. Jetzt bin ich Gott, dem Kaiser, dem Adel und meinen Ahnen Rechenschaft schuldig über Dich, und ich verläugne Dich; morgen, vor dem Richterstuhle Gottes, preise ich mich vielleicht glücklich, daß Du mein Sohn warest.“

— „Vater,“ rief Conrad aus, „Sie machen mich stolz, indem Sie mich tief beugen. Ich werde Ihrer würdig sein; ich bin unserer Familie eine Bührung schuldig und werde sie als Eppstein bringen.“

Conrad verbeugte sich tief vor seinem Vater, ohne sich ihm zu nähern. Der Greis winkte ihm ein Lebewohl mit der Hand zu, sprach aber nicht, denn er vermochte kaum, der Bewegung

zu widerstehen, und fürchtete, dem Sohne unwillkürlich die Arme zu öffnen. Die Gräfin ihrerseits wagte Conrad nicht anzusehen, sie hielt ihr Haupt gesenkt; Thränen überströmten ihr Gesicht; sie hatte die Hände gefaltet und betete. Conrad verbeugte sich auch vor ihr, warf ihr aber unwillkürlich einen Kuß zu. Der Graf war mit seinem Sohne zufrieden.

„Begleite Deinen Bruder bis zur Thür,“ sagte er zu Max, der stumm dagestanden und sich auf die Lippen gebissen hatte.

— „Wenn es mein Vater erlaubt, werde ich sogleich zurückkommen, um weiter mit Ihnen zu sprechen,“ entgegnete der älteste Sohn des Grafen.

„Ich erwarte Dich.“

Die beiden Brüder entfernten sich, der Eine, um nie wieder zurückzukehren.

Was zwischen Vater und Mutter geschah, als sie beide mit ihrem tiefen Weh im Herzen mit einander allein waren, weiß Niemand, denn nur Gott sah ihre Thränen und hörte ihr Seufzen; aber als Maximilian nach einer Viertelstunde zurückkam, hatten die beiden Alten ihre Ruhe wiedergefunden.

„Seht,“ sagte Maximilian, „jezt, da Ihr Ausspruch nicht wieder zurückgenommen werden kann, jezt, da ich Conrad mit Weib und Kind habe fortziehen sehen, kann und darf ich es gestehen, daß Sie thun mußten, was Sie gethan haben, denn der Kaiser würde Nachsicht nicht verzeihen und seine Gnade der Familie auf lange Zeit entzogen haben.“

— „Ich handelte nur der Ehre wegen, nicht um der Menschen willen.“

„In unserer Zeit ist das so ziemlich einerlei.“

— „Was wolltest Du mit mir sprechen?“ unterbrach der alte Graf den Sohn.

„Trotz Ihrer Strenge hat doch wohl Ihr Ansehen etwas gelitten, und ich gedachte dasselbe wieder zu erhöhen. Ich habe mein Weib Thecla erst vor einem Jahre verloren, und da sie mir einen Sohn geboren hatte, da ich wegen der Zukunft unseres Namens unbesorgt sein konnte, dachte ich nicht an eine zweite Ehe, aber mit der Gelegenheit, die Gnade des Kaisers vollkommen wieder zu gewinnen, bietet sich mir auch die wünschenswertheste Partie dar, die Tochter eines unserer alten Freunde, die Tochter des Herzogs von Schwalbach, der jezt in Wien Alles vermag.“

— „Du sprichst von Albine von Schwalbach?“ fragte die Gräfin.

„Ja, Mutter. Sie ist des Herzogs einzige Tochter und wird unserm Hause große Güter zubringen.“

— „Meine Schwester, die Aebtissin,“ fuhr die Mutter fort, „in deren Kloster Albine erzogen worden ist und bei der ich mich nach der Tochter eines Freundes erkundigte, schilderte sie als eine unvergleichliche Schönheit.“

„Auch besitzt sie als Mitgift ein großes Gut dicht vor Wien.“

— „Meine Schwester setzte hinzu, ihr edeles Herz käme ihrem schönen Körper gleich.“

„Ungerechnet,“ fiel der junge Graf ein, „daß es dem Herzog leicht werden wird, nicht wahr, Vater? den Herzogstitel und seine Besitzungen auf seinen Schwiegersohn übertragen zu lassen.“

— „Welches Glück, dieses Kind meine Tochter nennen zu können und die Mutter zu ersetzen, die sie verloren hat!“

„Und welches Glück, mit den Schwalbachs verwandt zu werden!“

— „Ja,“ entgegnete der alte Graf, „die Schwalbachs sind eine der besten und größten Familien Deutschlands.“

„So haben Sie die Güte, an Ihren ehemaligen Waffenbruder zu schreiben und für Ihren Sohn um die Hand seiner Tochter anzuhalten.“

Auf diese Bitte folgte eine lange Pause. Der alte Graf hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen.

„Sie antworten nicht, Vater? Sie scheinen zu zögern? Kann und darf eine solche Verbindung Ihnen missfallen, welche den Glanz unserer Familie so sehr erhöhen würde?“

— „Maximilian! Maximilian!“ entgegnete ernst und streng Graf Rudolph; „der Edelmann ist wohl tabellos in Dir, aber der Mensch hat leider oft gefehlt. Maximilian, wird dieses Kind glücklich sein?“

„Sie wird Gräfin von Eppstein, mein Vater.“

Es trat eine neue Pause ein. Die beiden Männer verstanden und glichen einander sicherlich nicht. Der Sohn verachtete den Vater seiner Vorurtheile wegen und der Vater verachtete den Sohn wegen seiner Ausschweifungen.

„Weisen Sie die Gelegenheit, welche sich darbietet, den Glanz unseres Namens zu erhöhen, nicht von sich, denn Sie, der Hüter unseres Ruhmes, sind ebenso wohl verbunden, Ihre zu erwerben, als Flecken zu tilgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Belisar.

(Nach dem Gemälde Serards.)

Durch Donizetti's Oper: „Belisar,“ ist die tragische Geschichte des alten Helden neuerdings dem großen Publikum in Erinnerung gebracht worden, und wir glauben deshalb, unseren Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir Ihnen hier in schönstem Holzschnitte eine Copie des berühmten Gemäldes von Gerard mittheilen, der darin die Kraft und Schönheit der alten Sage zur Anschauung zu bringen suchte. Wie sehr ihm dies gelungen ist, zeigt schon ein Blick auf die vorliegende Copie. Das Gemälde Serards befindet sich im Louvre zu Paris. Die Sängler der Titeltrolle der Donizetti'schen Oper können sich dieser Darstellung des Helden als Vorbild für ihre äußere Erscheinung bedienen.



Belisar.
(Nach dem Gemälde des Gerard.)



Faint text caption below the illustration, possibly a title or description.